

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Nicht lange darauf trat Doktor Bielschowsky herein. Eben erwachte der Kranke unter einem neuen Blutsturz. Der Arzt ging sofort an die Arbeit, untersuchte die Wunde, reinigte sie von Knochensplittern und Gewebefasern und fühlte lange nach der Kugel. Alle größeren Blutgefäße waren unverletzt. Erst als er das Hörrohr zu Hilfe nahm, konnte er ungefähr den Ort bestimmen, wo sie lag. Sie war an der zerschmetterten Rippe nach oben abgelenkt worden und hing irgendwo im Fett des Herzbeutels. Die veränderten Klappengeräusche hatten ihn endlich auf die rechte Spur gebracht.

„Die Kugel muß heraus!“ konstatierte er. „Und das auf der Stelle!“

Der Baron, der unter den sicheren Händen des Arztes zusehends auflebte, lächelte trüb.

„Ich muß schneiden!“ erklärte der Doktor. „Den jetzigen Zustand hält kein gesundes Herz aus, viel weniger Ihr krankes.“

„Schneiden Sie!“ meinte der Baron und schloß die Augen.

„Die Sache hat leider einen Haken,“ sprach der Doktor und ordnete sein Besteck. „Ich darf Sie mit diesem Herzen nicht chloroformieren.“

„Schneiden Sie ohne Chloroform!“ murmelte der Baron.

Der Doktor traf sofort seine Anordnungen. Ein langer Tisch wurde hereingeschoben, kochendes Wasser bereitgestellt, das Besteck desinfiziert. Dann hob man den Kranken vorsichtig aus dem Bette und legte ihn auf die Tischplatte. Der Gärtnerburche sprang in den Pferdestall und holte ein paar neue Leinen. Damit schnürte Doktor Bielschowsky den Kranken fest, daß er sich nicht rühren konnte. Das Ende des starken Lederriemens steckte er ihm zwischen die Zähne.

„Darauf dürfen Sie beißen!“ tröstete er ihn und streifte sich die Ärmel auf. „Wenn's gar zu arg wird, denken Sie an irgend eine gleichgültige Sache, zum Beispiel an den Pythagoräischen Lehrsatz. Sollte das Herz für ein paar Augenblicke aussetzen, dann ruhig Blut! Es fängt sofort wieder an, wenn die Kugel heraus ist. Ich muß sofort eingreifen, denn die Kugel senkt sich bei jedem Herzschlag um den Bruchteil eines Millimeters tiefer, bis sie sich durch die Fettschicht durchgearbeitet hat. Das kann schon heute, sicher aber morgen eintreten. Dann drückt die Kugel auf die Vorkammer, deformiert die defekte Herzklappe, und die Mechanik versagt. Dies ist meine Diagnose. Und ich setze sie Ihnen auseinander, weil ich ohne Assistenten arbeite. Sie können daraus ersehen, daß die Sache vorläufig nicht allzu gefährlich ist.“

Das war eine Notlüge. Am liebsten hätte er Blut geschwitzt. In Wirklichkeit hing das Leben Fritz von Winkelbergs an einem Haar, und Doktor Bielschowsky hatte gar keine Zeit mehr, einen Assistenten herbeizuholen.

„Los!“ kommandierte der Baron, schloß die Augen und biß auf den Riemen. Der Arzt erweiterte die Wunde durch einen kräftigen Schnitt. Karl Ruppert, der Förster, wandte sich ab und ging hinaus. Moriz Gassel dagegen kämpfte herzhast gegen die Schwäche an, die auch ihn zu überfallen drohte, und ging dem Doktor mutig zur Hand. Der machte ein möglichst gleichgültiges Gesicht. Der Kanal des abgelenkten Geschosses lag offen. Jetzt nahm der Arzt die stumpfe Sonde und fühlte nach der Kugel. Seine sichere Hand leitete ihn richtig durch die purpurne Tiefe. Die Diagnose stimmte ganz genau. Zwei Minuten später fiel das Bleistück auf den Fußboden. Fritz von Winkelberg lag da wie tot, nur seine Zähne gruben sich immer tiefer in den Riemen. Das Winkelbergische Herz schlug weiter, es hatte nicht einen Augenblick ausgefetzt. Dem Schmerze war es gewachsen. Der Verband wurde erneuert, hermetisch abgedichtet, daß die Lungen wieder ordnungsmäßig arbeiten konnten, und die Riemen wurden gelöst. Der Puls, der schon nahe am Verliegen gewesen war, kräftigte sich allmählich. Als man den Kranken wieder ins Bett legte, öffnete er die Augen, um sie sofort wieder zu schließen. Aber er durfte nicht eher einschlafen, bis er eine kräftige Bouillon genommen hatte.

Doch dann schlief er auch tief und ruhig, wenn er auch nur mit dem linken Lungenflügel atmete.

Der Doktor wusch sich das Blut von den Händen und sank erschöpft auf den Stuhl. Moriz Gassel zeigte ihm das Ende des Riemens. Das vier Millimeter starke Leder war glatt durchgebissen.

„Er hat eine Pferdenatur!“ sagte der Doktor leise. „Wenn er die nicht hätte, lebte er mit dem Herzen längst nicht mehr. Die wird ihn auch durchbringen.“

Dann hob er die Kugel auf, spülte sie ab und sah sie genauer an.

„Das ist eine Büchsenkugel!“ konstatierte er verwundert. „Haben Sie eine Ahnung, wer sie abgeschossen hat?“

Moriz Gassel verneinte.

„Da will ich mir doch den Förster beiseite nehmen!“ meinte der Doktor und steckte die Kugel in die Westentasche.

„Sie bleiben wohl noch ein wenig hier, bis Ablösung folgt. Möglichst viel schlafen und möglichst wenig sprechen!“

Moriz Gassel setzte sich und dachte an seine Schulfreunde, die mit der schriftlichen Arbeit gewiß schon lange fertig waren.

Aber er hielt aus. August Anorred mußte jeden Augenblick kommen.

Der Doktor konnte Karl Ruppert nichts entlocken. Der dachte noch immer an die Rekruten und ließ den Kopf hängen. Wenn die Schießerei herauskam, konnte er mit dem Gericht zu tun bekommen. Denn er hatte nicht aus Notwehr geschossen.

Als Doktor Bielschowsky wieder die Treppe hinaufsteigen wollte, lief ihm eine Frau aus dem Dorfe nach, die ihn unter Tränen beschwor, zu ihrem Manne zu kommen, der schwer krank sei.

„Wo fehlt's denn?“ fragte er neugierig.

„Am Bein, am Arm und an der Seite!“ schluchzte sie unter Tränen. „Ach, lieber Doktor, kommen Sie schnell!“

„Das ist ja eine recht merkwürdige Krankheit?“ meinte er argwöhnisch. „Hat er denn das schon lange?“

„Ach, Herr Doktor!“ jammerte sie laut. „Ich glaube, sie haben ihn heut nacht angeschossen!“

„Ala!“ rief er befriedigt. „Daher also kam die Kugel geflogen.“

Er holte sein Bestick, fand den Müller ächzend im Bett liegen und schnitt ihm in aller Gemütsruhe dreizehn Rehpfeifen aus Oberschenkel, Hüfte und Schulter. Edle Teile waren nicht verletzt.

„Herr Doktor, Herr Doktor!“ schrie die Frau verzweifelt. „Er wird mir doch nicht sterben!“

„Das nicht!“ meinte der Doktor grimmig, dem das Schneiden diesmal eine besondere Freude war. „Aber ins Zuchthaus wird er gesteckt, wenn Sie nicht besser auf ihn acht geben.“

Dann versprach er gegen abend wiederzukommen, ging davon, schaute durch die Fenster der evangelischen Schule, wo die Kinder bereits unruhig zu werden begannen, und eilte, Moriz Gassel abzulösen.

August Anorred war endlich auch gekommen. Er hatte sich auf Thomas Hauschild's Gaul gesetzt und war sofort losgeritten. Doch das Pferd war nicht mehr in Trab zu bringen, so überanstrengt war es. Kurz nach neun erreichte der Inspektor das Gut, warf einem Knecht die Zügel zu und stieg zum Baron hinauf. Auf dem Hausflur traf er den Förster, der noch immer den Kopf hängen ließ.

„Wenn's rauskommt, flieg ich rein!“ meinte der graue Waldmensch zaghaft, nachdem er dem Inspektor alles erzählt hatte.

„Wird schon nichts rauskommen!“ tröstete ihn August Anorred und klopfte an das Arbeitszimmer.

Moriz Gassel öffnete und begrüßte ihn mit einem kräftigen Händedruck.

„Gott sei Dank, daß Sie da sind!“ flüsterte er. „Bleiben Sie hier, bis der Doktor wiederkommt. Ich muß endlich in die Schule. Er soll schlafen und nicht sprechen!“

August Anorred nickte, stellte den Stod in die Ecke, hing die Mütze darauf und setzte sich auf den Stuhl, von dem aus er den Kranken im Auge behalten konnte. Der rührte sich vorerst nicht. Plötzlich schloß er tief und schwer auf. August Anorred trat ans Bett und beugte sich über ihn. Jetzt schlug Fritz von Winkelberg, der den forschenden Blick fühlte, die Augen auf und erkannte sofort seinen Inspektor.

Da setzte das Winkelbergsche Herz aus. Es konnte die Blutwellen der Freude, die es bestürmten, nicht gleich bewältigen. Dreimal holte der Atem vergeblich an. Dann pochte es plötzlich weiter, aber so heftig und heiß, daß der Baron kein Wort herausbringen konnte. Er faßte August Anorreds Hand und sah ihn an.

„Anorred!“ flüsterte er tonlos.

„Was befehlen der Herr Baron?“

„Nichts! Gar nichts mehr! Jetzt ist alles gut!“

Fritz von Winkelberg schloß die müden Augen, und über seine blaffen Lippen lief ein glückliches Lächeln.

In diesem Augenblicke trat der Arzt ins Krankenzimmer und schob August Anorred ohne weiteres zur Tür hinaus. Drei Tage lang blieb Doktor Bielschowsky in Briglawe. Dann kam er jeden Nachmittag auf eine Stunde herübergefahren. Im Dorfe riet man hin und her, reimte sich Verschiedenes zusammen, das der Wahrheit nahe kam, und brachte es als schlimmes Gerücht in Umlauf. Und schon am vierten Tage erschien der Lufschlauer Gendarm bei August Anorred, um über die Schießerei Erkundigungen einzuziehen.

„Kommt morgen wieder!“ sagte der, um Zeit zu gewinnen. „Muß selber erst mit dem Herrn Baron Rücksprache nehmen. Jetzt schläft er.“

Der Wachtmeister begnügte sich damit und ritt wieder nach Lufschlau, ohne den verwundeten Müller zu besuchen. Zu dem aber ging August Anorred und verlas ihm gründlich die Leviten.

„Ihr kommt ins Zuchthaus!“ drohte er, „wenn Ihr nicht das Maul haltet. Der Herr Baron will aus der Sache nichts machen, denn die Lust aufs Wildern wird Euch wohl

vergangen sein mit dem Denzettel. Und wenn morgen der Wachtmeister kommen sollte: Es kann auch eine Flinte von selbst losgehen. Merkt Euch das!“

Am Abend rückte Frau Anorred mit den drei Möbelwagen an. Thomas Hauschild leitete den Transport.

Als der Gendarm am nächsten Tage wiederkam, schickte ihn der Inspektor zu Christian Reuschel.

„Der Herr Baron ist noch viel zu schwach, um sprechen zu können. Geht zum Müller. Sagt nur, Ihr kommt vom Schloß, da wird er schon nicht lange zaudern mit der Wahrheit.“

Der Wachtmeister stiefelte das Dorf hinunter und nahm zuerst die Müllerin ins Gebet. Die aber machte in ihrer Angst und Verwirrung derartige widerspruchsvolle Angaben, daß er nichts damit anfangen konnte.

„Laß ihn herein!“ rief der Müller aus dem Nebenzimmer.

Der Wachtmeister trat ein, setzte sich an den Tisch und zog sein Notizbuch heraus. Und Christian Reuschel erzählte ihm eine sehr harmlose Geschichte, wie er seine Flinte in die Ecke gestellt hätte und sie von selbst losgegangen sei.

„Das ist gelogen!“ schnauzte ihn der Wachtmeister an. „Wenn Ihr's besser wißt, warum fragt Ihr mich?“

meinte der Müller und drehte sich der Wand zu. „Das geht doch keinem was an, wenn ich im Bett liege!“

„Oho!“ rief der Gendarm und stand auf. „Daß Ihr Euch nur nicht täuscht. Der Staatsanwalt wird Euch schon packen!“

Dann ritt er zum Dorfe hinaus, um beim Förster sein Glück zu versuchen. Da aber kam er ganz an den Unrechten. Der wußte überhaupt nichts.

„Hat denn jemand geklagt?“ fragte er neugierig.

„Das ist erst die Voruntersuchung!“ erklärte der Hüter der Ordnung. „Wo habt Ihr den Baron gefunden?“

„Da drüben!“ erwiderte der Förster. „Mit einem Schuß in der Brust. Das kann ich beschwören.“

„Wer hat den Schuß abgegeben?“

„Weiß nicht. Müßt ihn schon selbst fragen, wenn er wieder gesund ist. Wird wohl ein Unfall gewesen sein. Er ist vielleicht gestolpert, und dabei ist seine Büchse losgegangen!“

„Das sieht doch ein Kind, daß das nicht möglich ist!“ fuhr der Gendarm auf. „Der Staatsanwalt wird Euch schon die Junge locker machen.“

„Ich wart's ab!“ erwiderte Karl Ruppert. „Bis dahin halt ich mich an den Spruch: Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter!“

Der Gendarm mußte die Voruntersuchung einstweilen einstellen.

(Fortsetzung folgt.)

## Kriegsfreiwillige.

Dem Leben nach erzählt von Curt Kühns.

In einer schmalen Talsohle liegt das kleine Karpathendörfchen wie eingeschachtelt. Hohe Bergrücken begrenzen es, und darüber schauern die schneebedeckten Rücken der Stammhöhen. Einzelne graue, verwitterte Gehöfte, die armseligen Wohnsitze einer armseligen ruthenischen Bevölkerung, liegen an den Dängen und längs der Landstraße, die neben der Eisenbahn das Tal durchzieht.

Sonst war's wohl einsam in diesem Tale, kaum anderes zu sehen als einige Ochsenpannen, wie sie dort oben hoch an der Berglehne mühsam die Ackerscholle hürzten, die schmerzlichen weißen Stiere gelenkt von einem ruthenischen Bauern in seiner weißgrauen Zude mit den roten Borten und Verschnürungen. Jetzt war's anders. Vor dem Bahnhof, auf dessen wenigen Gleisen Zug neben Zug stand, hielt eine Lastkraftwagenkolonne, daneben lag ein großes Proviantamt: hohe Mieten von Weizenstroh türmten sich auf, die Säde mit Erbsen, Linsen, Hafer häuften sich zu Bergen, Trainkolonnen hielten auf dem Aesacker, zu einem riesigen Wagenpark zusammengelagert. — Kopf an Kopf standen die schraubenden Pferde, und von dem Dach des großen Viehstalles am Bahnhof, der als Kriegslazarett eingerichtet war, flatterte im kühlen Bergwind die weiße Flagge mit dem Roten Kreuz.

In den Häusern des Dörfchens, unten in der kleinen Festschloß, die jenseits des Bahnhofs sich aufbaute, lag ein Bataillon, dem der Schuß der Etappe anvertraut worden war. Oben auf dem Rücken des nächsten Berges zogen sich die Schützengraben, und man sah zuweilen eine Patrouille die steile Matte hinaufsteigen.

In einem der tiefen Schützengraben lag ein alter Soldat, kein Landsturmmann, nein: ein Kriegsfreiwilliger, grau war das Haar an seinen Schläfen, grau der starke, struppige Schnurbart, der die jetzt gezeichneten Mundwinkel deckte. Sein blaues, tropisches Auge sah weit hinaus in die fernen Berge, deren Schneekuppen

im einsehenden Abendlicht in bleichen Tönen mehr und mehr verblähen.

Fester heftete der Alte sein klares, scharfes Auge auf die nahen Bergpässe. Dort hinauf waren sie gegangen, seine beiden Jungen, mit denen er, der weit über das pflichtige Alter war, zu den Waffen gegriffen, sich zu den Fasnien gestellt hatte. Wie hatte seine Frau daheim gebeten, ihn beschworen: „Bleib doch Du hier, überlaß der Jugend, was der Jugend ist!“ Und erregt werdend: „Was willst Du, alter Kerl, da vorn in der Front, he? Bist ihnen schließlich nur zur Last!“ Was das anbelangte, wollte er's ihnen schon zeigen! Der Alte lachte grimmig in seinem Bart. Ja, sein armes Weib tat ihm leid, herzlich leid, aber er konnte ihr nicht helfen, er hatte Soldatenblut in den Adern, er konnte nicht tatelos in solchen Zeiten zu Haus sitzen, er wollte mitun, er fühlte die Kraft in sich. Und — er war seinen beiden Jungen doch nahe.

Nun waren diese gegangen, beide zu derselben Patrouille kommandiert, und waren nicht wiedergekommen. Seit 24 Stunden schon harrete man vergebens auf ihre Rückkunft.

Einige graue Schatten tauchten aus den nächsten Büschen auf und schlüchen vorsichtig näher: die Ablösung.

Hartlieb nahm sein Gewehr und folgte dem führenden Gefreiten talwärts, wo ihre Feldwache in einem der kleinen Gehöfte Stellung genommen. Der Zug war eben auf dem Hofe angetreten; gaffend stand die Bäuerin in ihrem blauen Kattunrock und dem hohen Schafstiefeln, ein feuerrotes Kopftuch um das pechschwarze Haar geschlungen, in der Haustür.

„Eine Patrouille zum Pashattel!“ sagte der Feldwebel. „Freiwillige vor!“

Das galt seinen Jungen! Der alte Hartlieb trat vor, mit einem langen, energischen Schritt, als erster. Mit ihm fast der ganze Zug.

Der Feldwebel wählte die kräftigsten und strammsten aus. Als er an den alten Hartlieb kam, musterte er ihn kurz und sagte: „Na, — Sie wollen auch mit, natürlich! Ihren guten Willen in Ehren, aber das geben die alten Knochen doch wohl nicht mehr her?“

„Herr Feldwebel,“ erwiderte der Alte sich aufrichtig, „Herz und Knochen sind noch fest genug und — es sind doch meine Jungen!“

Der Feldwebel nickte — er war ja selbst Vater. „Hartlieb geht mit!“ entschied er. Der alte Wehrmann atmete auf und nahm sein Gewehr unter den Arm.

Mit langen, langsamen Schritten ging es bergauf; mühsam hatten sich die Soldaten erst den richtigen Bergsteigertritt angewöhnt. Sie überschritten die Kammböhe, auf der ihre Vorposten standen, gedeckt durch ein dichtes Haselnußgebüsch, und stiegen wieder abwärts durch einen dünn bestandenen Wald, zwischen dessen einzelnen Stämmen mächtiges Felsgeröll lag.

„Es soll mich wundern, ob der Berggraben jenseits besetzt ist,“ sagte Bisefeldwebel Dirichs, der die Patrouille führte. „Die Rader haben sich so still gehalten, daß man denken sollte, sie haben abgebaut.“

„Wenn das wäre,“ antwortete der alte Hartlieb, „dann wären meine Jungen zurückgekommen.“

Der sinkende Tag ging indes in ein dämmerndes Zwielicht über. Man sah unsicher, und der Fuß glitt aus auf dem wilden Gestein. Trotz der kühlen Vergluth verlor bald der Schweiß auf der Stirne. Wurzelgestrich zwischen dem Steingeröll, riesige Farnen erschwerten den Anstieg; oft mußte man sich unter dem Gezweig riesiger Wettertannen hindurchwinden, oft die Hände zu Hilfe nehmen beim Uebersteigen schräger Felsplatten.

„Na, geht's noch, Hartlieb?“ fragte der Feldwebel, selbst außer Atem und keuchend.

„Es geht noch, Herr Feldwebel!“ antwortete der Alte mit eiserner Miene.

An einer kleinen Matte, die als ein grüner Fleck die Steinwüste unterbrach, machte die Patrouille einen Augenblick rastend halt. Ueber die nahen Schneekämme stieg eben der zunehmende Mond in sein gezeichnetes Sichel. Mondesglanz überflutete die stille Bergwelt. Die tiefe Stille durchdrang nur von ferne der Schrei einer Eule.

„Weiter!“ sagte der Feldwebel. Alle atmeten tiefer und stiegen wieder zu Berg. Den Kamm des vor ihnen liegenden Berggräbens krönte eine einzelne Wettertanne, weithin als Landmarke sichtbar. Vom zitternden Mondlicht unflössen stand sie jetzt da wie ein gigantischer Hüter dieser Bergeinsamkeit.

Der Feldwebel machte hinter einem der großen Felsblöcke halt und spähte scharf durch sein Glas. Drüben an der Tanne lag lang ausgestreckt eine Gestalt. Ein feindlicher Posten würde sich nicht so offen zeigen. Er spähte schärfer — es war ein Feldgrauer — kein Zweifel: der junge Hartlieb! Ein schneller, besorgter Blick suchte den Alten. Da legte sich eine Hand schwer auf seine Schulter, der alte Hartlieb stand hinter ihm.

„Da ist er!“ sagte er und deutete mit der Hand hinüber, niemand bemerkte eine Bewegung auf seinen eisernen Sägen. „Wenigstens der eine!“

„March!“ befohl der Feldwebel. Wieder stieg man bergwärts, diesmal mit geflügelten Schritten. Der alte Hartlieb eilte vorwärts, seine Knie zitterten plötzlich — welcher denn — welcher von seinen Söhnen war's denn —

Sie erreichten die Kammböhe. Da knallten Schüsse. — „Nieder! Hinlegen!“ — Wie der Wind war alles in Deckung. Der alte Hartlieb warf nur einen halben Blick auf den Sohn, der kaum 20 Schritte vor ihm lag, schwer, wie in den Boden hineingekunten. Tot. Kein Zweifel. Es war sein Ernst, der Liebling seiner Mutter. Keine Zeit. Geschosse legten heran — zu kurz! Moos und Erde flogen aufwirbelnd hoch.

Der Feldwebel hatte indes die feindliche Stellung entdeckt. Dort hinten lagen sie in Schützengraben. Wie Eulen guckten die hohen grauen Baschits, darunter die dunkeln, schlüßigen Mungolengesichter über den Rand der Gräben. Der alte Hartlieb machte langsam sein Gewehr schußfertig — er war mit seiner langsamen Ruhe einer der besten Schützen — legte an — gerade noch Büchsenlicht! Krach! Kopfschuß!

Das eine Eulengesicht war weg. Die Kammer flog auf und zu. „Den zweiten nehme ich pränumerando!“ dachte Hartlieb grimmig und zielte aufs neue. Zum zweiten Schuß kam er nicht mehr; den Ruffen, den er aus Korn genommen, hatte ihm ein Kamerad vor der Nase weggeknallt — so ein Rader!

„Stopen!“ kam der Befehl. Drüben fiel kein Schuß mehr. Stumm und kalt hockten sie in ihren Schützengraben, alle durch den Kopf geschossen. Ein paar Mann flohen. Man hörte ihre holpernden Tritte sich talwärts entfernen und die Steine unter ihren Füßen niederprasseln.

Der Feldwebel winkte mit der Hand, weiter! Wieder warf er einen Blick auf Hartlieb, ob er zurückbleiben wolle, doch der hatte sein Gewehr unter dem Arm, schußfertig; er folgte dem Feldwebel auf dem Fuße.

Eine kleine Strecke ging's talwärts, durch Wald, sehr feil. Da schimmerte schon der Waldbrand. Eine kleine Siedlung lag auf der anschließenden Matte, hier und da eine elende Hütte — hinter einer loderte ein Bivalkfeuer. Die Streifschär hielt inne. Wieder beobachtete der Feldwebel durch sein scharfes Glas.

„Sie haben Gefangene von uns,“ sagte er, den Feldstecher absetzend.

Gefangene! Der alte Hartlieb horchte auf, alle seine Nerven waren gespannt.

Der Feldwebel überfah die Lage; nichts rührte sich, drüben die Posten schienen zu schlafen; von dem Gesecht hatte man hier anscheinend nichts gehört.

„Wir wollen sie überrennen!“ sagte der Feldwebel leise, mit verhaltener Stimme. „March! march!“ In aufgelöster Ordnung ging der Zug über die kleine Lichtung und im March! March! gerade auf das Bivalkfeuer los.

Rings aufspringende, aufschredende Gestalten — erbarmungslos fuhren die blauen Bajonette dazwischen, Schüsse knallten — dann legten die Feinde in langen Strängen davon — überall blickten sie wie graue Schatten im schimmernden Mondlicht über die beschneiten Matten. Ein wohlgezieltes Verfolgungsfeuer streckte noch manchen in den feuchten Grund.

Der alte Hartlieb schlug die Kammer seines Gewehrs zu und legte die Sicherung fest. Er wandte sich zu den Gefangenen, die nun bereit waren und lachend und weinend ihren sie befreienden Kameraden die Hände drückten.

„Ist Fritz hier?“ fragte er, seine Stimme Klang rau, trocken vor innerer Erregung.

„Hier, Vater!“ antwortete eine Stimme.

Der alte Hartlieb wandte sich um — in seinem Herzen jubelte es auf, doch keine Miene zuckte in seinem Gesicht — niemand sah die Träne, die in seinem Auge glänzte.

„Junge!“ rief er, seine Stimme hatte von ihrem rauhen Klang nichts eingebüßt, „sangen hast du dich lassen?“

„Vater,“ sagte der Sohn, „zwölf Stunden waren sie hinter uns her, nachdem Ernst oben an der Tanne . . .“ Er brach ab — der Vater winkte heftig mit der Hand, fortzufahren — „eine ganze Kompanie stark,“ erzählte Fritz weiter. „Immer höher mühten wir in die Berge, ein paar verwundete Kameraden zogen und trugen wir mit, konnten sie doch nicht liegen lassen. Schließlich war's aus mit unseren Kräften.“

Der Alte sagte nichts mehr. Stumm zog er den Sohn an seine Brust.

Der Feldwebel hatte indes das Tal überblickt. Weiter unten in der Talsohle lag ein kleines Dorf, von dem bleichen Mondlicht übergoßen. Wie ein aufgestörter Bienenschwarm stürzten dort die Ruffen aus allen Häusern.

„Recht march!“ befohl der Feldwebel. Der Mond versteckte sich hinter aufziehendem Gewölk; im Schutze der Dunkelheit gelang es der Streifschär, den Wald zu erreichen.

Wieder ging es bergauf mit hastenden Tritten. Der Feldwebel trieb zur Eile; es bestand die Gefahr, abge schnitten zu werden.

„Vater,“ sagte Fritz, „ich hab's hier so am Herzen, sie haben uns zu toll gejagt, — ich kann nicht mehr mit!“

„Wirf dein Koppel ab — Kragen auf, daß du Luft bekommst,“ raunte der Vater, „so! komm!“ Er sah den Sohn um die Schulter und schlepte ihn bergwärts.

Die anderen hatten den Kamm indes glücklich erreicht. Der alte Hartlieb war zurückgeblieben, zu schwer hing ihm der Sohn am Arme. Jetzt erreichte er die einsame Tanne, wo sein Ernst lag. Da sank Fritz plötzlich um, — ohne einen Laut knickte er in sich

zusammen. Hartlieb blieb stehen, ein wilder Blick flog zurück in den Bergwald, in dem bereits die Tritte der Verfolger hallten.

Hartlieb neigte sich zu seinem zweiten Sohn, er lag kalt, stumm — Herzschlag. Da sah er den ersten Verfolger auftauchen — den Kolben an die Wange: Noch nie hatte Hartlieb so blüchsnell angelegt. 5 Schüsse trachten durch den Bergwald, 5 Feinde stürzten in den sich blutig färbenden Schnee.

Auch von der Kammhöhe erhielten die Angreifer jetzt ein vernichtendes Feuer — und sie machten kehrt, verschwanden zwischen den hohen Stämmen der Tannen.

Der alte Hartlieb lehnte sein Gewehr an die Tanne, vorichtig, daß sich das Korn nicht bestoße. „Zeit kommt die letzte Pflicht!“ sagte er leise, und die ersten Tränen rollten in seinen Bart, und wie ein Krampf schüttelte es seinen Körper.

Als der Morgen graute, ein kalter, trüber Wintermorgen mit Nebel und Raubreif, zog die kleine Schar ab. Unter der Tanne aber wühlte sich ein Hügel für beide Söhne, ein deutsches Soldatengrab.

### Vermischtes.

• Die Namen der Nelke. Ein Gewürz sowohl als eine Blume führen in unserer Sprache den Namen Nelke, der so viel wie „Nägeln“ bedeutet und dessen Entstehung an der Hand alter Wortformen, wie *negelkin*, *neilikin*, *neilkin* u. s. l., leicht nachzugehen ist. Um seiner Form willen erhielt ihn das Gewürz, als es in fernere Zeit aus fernem Landen zu uns kam. Als wir dann später auch Bekanntheit machten mit der aus den sonnigen Mittelmeerländern stammenden Blume, erinnerte ihre — noch häufig ungelüfte — Blüte sowohl in der Form als im Dufte an die Gewürznelke. Darum gab man ihr auch den gleichen Namen. „Nägeli“ oder „Nägeli“ heißt man die Blumen heute noch in manchen Gegenden und dementsprechend auch in manchem Volkslied. Aber auch der Name „Grasblume“ kommt — z. B. in Franken — vor. Diese alte Bezeichnung erhielt die Pflanze einst wegen ihrer langen, schmalen, balnartigen Laubblätter. Von „Grasblumen“ oder „Nägeln“ lautet die Ueberschrift eines Kapitels im „Kreuter-Buch“ eines berühmten Botanikers des 16. Jahrhunderts. Und ältere Schriftsteller drücken, wie Kronfeld in seiner „Geschichte der Gartennelke“ schreibt, „nach ihrer Verwunderung darüber aus, daß das Gras so schön blühe“. Einen solchen Namen, den der „Götterblume“ führte die Nelke im Altertum; Griechen und Römer schätzten sie hoch, und Ovid erzählt von ihrer Entstehung das folgende: Durch Schamelenkung verschlechte ein Schäfer einst der Diana das Wild. Zur Strafe riß die enttäuschte Jägerin dem Unglücklichen die Augen aus und schleuderte sie von sich. Aber der schrecklichen Tat auf dem Fuße folgte die Reue, und darum ließ die Göttin aus den armen Augen des Schäfers wenigstens freundliche Blumen emporwachsen. Diese trugen in ihren Blütensternen das Bild eines menschlichen Auges angedeutet. . . . In diese Entstehungsgeschichte erinnert übrigens noch der Name, den unsere Feinde im Westen der Nelke gaben: *oeillet* könnte man mit „Neuglein“ oder „Augenblume“ übersehen.

• Tommy Atkins. Der bekannte Spitzname Tommy Atkins, der dem englischen Soldaten seit langem anhaftet, bildete von jeher den Gegenstand vielfacher Erörterung in der englischen Presse. Seit Ausbruch des Krieges hat sich das Interesse für die „Tommy Atkins“ natürlich erheblich gesteigert, und da man doch nicht gern die Herkunft seiner Nationalhelden in undurchdringliches Dunkel gehüllt sehen will, so sucht man aufs neue den wahren Ursprung ihres vollstimmlichen Namens zu ergründen. Nach dem im „Cornhill Magazine“ mitgeteilten Ergebnis neuerer Studien neigt man jetzt immer mehr zu der Ansicht, daß es sich hier um keine fiktive Bezeichnung handelt, sondern daß der heutige englische Soldat in der Persönlichkeit des Thomas Atkins einen Vorfahren von Fleisch und Blut verehren darf. Vor einigen Jahren behauptete bereits Lord Dillon in einem kurzen Artikel, daß er den richtigen Atkins in einem Soldaten des 5. Infanterie-Regiments entdeckt habe, dessen Dienste und Schicksale in einem antiken Dokument, das aus dem Januar 1830 stammt, aufgezählt sind. Dieser sog. Thomas Atkins hatte als 17jähriger Bursche als aktiver Soldat, nachdem er 1806 eingeschrieben worden war, an den damaligen Kriegen teilgenommen, und er war in der Schlacht von Waterloo verwundet worden. Er ließ sich 1829, als er den Grad eines Feldwebels hatte, pensionieren. Lord Dillon behauptet nun, daß der von ihm bezeichnete Soldat der wahre Thomas Atkins ist. Andere Forscher dagegen suchen wieder für einen anderen Thomas Atkins eine Lanze zu brechen. Oberst Newham Davids glaubt den wirklichen Thomas Atkins in einem Soldaten der Kompanie des 33. Grenadierregiments „Derzog von Wellington“ wiederzuerkennen, und fügt hinzu, daß der Derzog Wellington selbst im Jahre 1843 eines Tages diesen Soldaten gewählt hatte, als er jemand suchte, um ein neues Listenformular auszufüllen, in dem die Rechnungen der Soldaten vermerkt wurden. Ein anderer Thomas Atkins wieder soll Häufiler gewesen sein. Auf Tatsachen gestützt, sucht man zu beweisen, daß die neuen Listen für Militärrechnungen, die Thomas Atkins viel Lob eintrugen, der von Oberst Davids angegebenen Epoche bereits vorausgingen. Sicher ist, daß man den Namen von Thomas Atkins zum ersten Male als Unterschrift eines

einfachen Soldaten unter der amtlichen Liste für Soldatenrechnungen fand. Es scheint, daß Thomas Atkins zur Zeit Georgs III. lebte, Rechnungen zu schreiben verstand und sicher, was ziemlich selten der Fall war, eine gute Bildung besaß. Die Soldaten konnten damals im allgemeinen weder lesen noch schreiben, und die Zahlmeister benutzten ihre Unkenntnis, um sie zu betrügen. Thomas Atkins wurde deshalb schnell für seine Kameraden ein Gegenstand der Bewunderung, für die Zahlmeister wurde er seiner arithmetischen Kenntnisse wegen ein Schrecken. Sogar einige Offiziere betrachteten ihn mit Mißtrauen. Aber der Kanonier Atkins bewies nicht nur mit der Feder, sondern auch auf dem Schlachtfelde seine Tüchtigkeit. Als der beste Beweis seiner erstaunlichen Fähigkeiten gilt ein Buch, in dem er seine monatlichen Einnahmen und Ausgaben vermerkte, — eine Tatsache, die für einen englischen Soldaten so ungewöhnlich gewesen sein muß, daß sie mehr als alle andern dazu beitrug, den Namen des Thomas Atkins unsterblich zu machen.

### Vächertisch.

— Die klingende Schelle. Roman von Felix Salten, Verlag Ullstein & Co., Berlin-Wien, 3 Mk. — Die Hauptgestalt des neuen Romans von Felix Salten ist der junge, reiche Georg Erbacher, ein verwöhnter Genießer, der nichts kennt als die schrankenlose Entfaltung seiner Persönlichkeit. Kalt, hoffärtig, leer ist seine Seele; gelähmt opfert er fremdes Glück, bis alles um ihn zerfällt ist und das künstliche Gebäude seines Egoismus jäh zusammenbricht. Das Bewußtsein schwerer Schuld überwältigt ihn, erschüttert beugt er sich den Gesetzen der menschlichen Gemeinschaft; er weiß auf einmal, was menschliches Schicksal ist, Angst und Hoffnung, Sehnsucht und Freude, Schmerz und Mitleid. Das Problem einer Zeitwende ist in diesem mit geistvoller Schärfe und nicht ohne Ironie herausgearbeiteten Charakter dargestellt. Voll dichterischer Feinheit ist der Roman in seinen bald tragisch-dunklen, bald frühlingshellen und sanft verklingenden Stimmungen. Die liebliche Anmut der Gärten und Hügel um Wien verleiht den Landschaftsbildern den süßen, zarten Ton Schubert'scher Melodien. Von dieser Schönheit ist die sprachliche Form des Werkes, das den Erzähler Salten auf der Höhe seines Schaffens zeigt.

— Griechen Reisesführer. (Verlag von Albert Goldschmidt, Berlin W. 35.) Band 112. Friedrichroda und Umgebung. 4. Auflage. Mit 2 Karten. (80 Bg.) — Den gründlich durchgesehenen Abschnitten über Unterfrank, Bergpflegung und Verkehrsweisen schließt sich ein Kapitel über das Kurleben in gesundheitslicher und gesellschaftlicher Hinsicht an. Besonders erwähnt sei hierbei, daß die für Feldzugsteilnehmer in Frage kommenden Ermäßigungen — z. B. bei den Hotelpreisen — durch entsprechenden Vermerk hervorgehoben wurden. — Band 143. Oberhof und Umgebung. 3. Auflage. Mit 2 Karten und einem Panorama. (80 Bg.) Neu eingefügt wurde in der diesjährigen Auflage ein besonderes Kapitel, das eine erschöpfende Darstellung der musterergültigen Anlagen für Ausübung des Wintersports gibt, so daß der kleine Führer für Sommer- wie Winterfreunde Oberhofs ein gleichbeliebter Begleiter sein wird.

### Königspromenade.

Man darf die einzelnen Wörter und Silben nur in der Weise miteinander verbinden, daß man — wie der König auf dem Schachbrett — stets von einem Feld aus auf ein benachbartes übergeht.

	stern	ge	a	sten	
den	von	ber	mei	am	ten
gott	stern	die	wird	gra	schel
lä	men	das	für	das	be
ge	nicht	läßt	krum	trifft	gel
wer	me	den	ten		

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Diamant-Würfels in voriger Nummer:

I  
A t h  
S t a m m  
I t a l i e n  
F r i t z  
S o b  
n